**Zeitschrift:** Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
**Herausgeber:** Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
**Band:** 40 (1984)
**Heft:** 2

**Artikel:** Mundart und Hochsprache: Auswertung von Leserbriefen
**Autor:** Wiesmann, Louis
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-421394

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

von Dialektwendungen gereinigt, die sich so vertrackt gern einschleichen; die Mundart ihrerseits wird beim umgekehrten Vorgang entschlackt, wenn leichtfertige Übernahmen aus der Hochsprache, die uns ständig unterlaufen, ausgemerzt werden. Historische Betrachtung kann aber auch erweisen, daß Übernahmen hinüber und herüber beide Sprachformen stets bereichert und erneuert haben.

Die paar Anregungen mögen genügen. Es wäre schön, wenn sie von Seiten der Leser ergänzt würden, sei es nur durch einen Text von einigen Zeilen Länge. Das würde dem „Sprachspiegel" nicht zuletzt auch deshalb zugute kommen, weil ihm gelegentlich vorgeworfen wird, er kümmere sich trotz den Vereinssatzungen fast nur mehr um die Hochsprache und lasse die Mundarten links liegen. Im übrigen ist auch daran zu denken, daß die Schule ein ausgezeichneter Multiplikator — ein neues Modewort — sprachpflegerischer Bemühungen ist. *Louis Wiesmann*

## Mundart und Hochsprache: Auswertung von Leserbriefen

Im Laufe eines Jahres habe ich zahlreiche Leserbriefe erhalten, die in allen Tonarten dem Dialekt und der Hochsprache ihre Stimme geben. Einige bemerkenswerte Äußerungen seien hier zusammengetragen.

An den vorausgehenden Artikel schließen unmittelbar einige Ansichten zum Schulunterricht an. Ein Lehrer an der Mittelstufe schreibt: *„Auch an unserer Schule besteht bei vielen Schülern und einigen Lehrern der Hang, die Mundart im Unterricht häufiger zu verwenden. Dies erlebe ich aber nicht immer nur als Bequemlichkeit und Zeichen von Ausdrucksunfähigkeit, sondern sehr oft auch als Aufwertung unserer eigentlichen Muttersprache, des Dialekts, und als Zeichen einer unmittelbareren, herzlicheren, ungekünstelteren Lehrer-Schüler-Beziehung. Auch ich erlaube mir heute — was ich früher nicht wagte — z. B. in gewissen Geschichtsstunden und manchmal gar in Deutschstunden,* bewußt *(auch für die Schüler deutlich bewußt) Mundart zu reden und reden zu lassen, sofern es mir von der Sache, der Situation oder der Stimmung im Klassenzimmer her erforderlich scheint. Viele hochsprachlich schwächere Schüler lassen sich z. B. durch eine Mundart-‚Einschaltung' aus der Reserve locken und überwinden die hemmende Schwelle. In Klassen, in denen ich nur Geschichte (und nicht auch noch Deutsch)*

*unterrichte, ist es schon oft vorgekommen, daß Schüler, die von der Sache her sehr wohl etwas zu sagen hätten, aus Angst vor der schwierigen Hochsprache oder aus Angst, auch noch vom Geschichtslehrer sprachlich korrigiert zu werden, nichts mehr sagen. Dies am deutlichsten dann, wenn es darum geht, sich zu einem Bild, Quellentext o. ä. spontan zu äußern oder Ideen zu sammeln, wie man eine bestimmte Aufgabe am geschicktesten anpacken könnte. Bestehe ich in einer solchen Situation auf der Verwendung der Hochsprache, folgt oft das große Schweigen; erlaube ich aber die Mundart, beteiligen sich manche Schüler sehr rege.“*

Dieser Mittelstufelehrer weiß, daß in der Schule die Mundart nicht einfach ausgesperrt bleiben muß. Sie hat ihr Daseinsrecht, aber es soll ein wohlüberlegtes und eindeutig beschränktes Ausnahmerecht sein. Auf seine Weise läßt ein mir bekannter Universitätsdozent Vernunft walten. Den Unterricht erteilt er ausschließlich hochdeutsch. Wenn er in einer Prüfung jedoch feststellt, daß der Kandidat seine Sätze mühsam zusammenbasteln muß, erklärt er sich mit einem in Dialekt geführten Gespräch einverstanden; doch schlägt sich das in einem deutlichen Abzug in der Prüfungsnote nieder (mündliche Mitteilung).

Der Leiter einer Bankfiliale am Bodensee meint: *„Als Leiter einer Bankfiliale muß ich laufend erfahren, daß die Lehrlinge und jungen Angestellten kaum mehr in der Lage sind, einen einfachen Brief abzufassen. Das ist nicht verwunderlich. Der Sprachunterricht an der kaufmännischen Berufsschule ist offenbar darauf ausgerichtet, die Lehrkräfte möglichst zu schonen, d. h. nur während der Schulstunde zu beanspruchen. Statt öfters Aufsätze schreiben zu lassen, die selbstverständlich Korrekturarbeit verursachen, wird Grammatik betrieben. Es werden Sätze zerlegt und die Einzelteile lateinisch benannt und in vorgedruckte Arbeitsblätter fehlende Wörter eingesetzt. Arbeiten wie Aufsätze, Beschreibungen usw., die schöpferisch anregen und den Wortschatz erweitern helfen, werden höchstens ein- bis zweimal im Semester verlangt. Kurz, die Schüler haben zu wenig Gelegenheit, sich in der deutschen Sprache zu üben.“* Die Klage über die Unfähigkeit von Nachwuchskräften, auch nur den einfachsten Brief zu schreiben, haben Kaufleute, Chefbeamte und andere mehrfach geäußert, und sie glauben, auf einen Rückgang des Ausdrucksvermögens gegenüber früher schließen zu müssen. Leider fehlt Vergleichsmaterial, an dem sich das überprüfen ließe.

Zur Sprache des deutschschweizerischen Fernsehens äußert sich ein Südtiroler: *„Wir bekommen hier in Südtirol glücklicherweise das schweizerdeutsche Fernsehprogramm; es gibt da viele*

*gute und schöne Sendungen. Vor allem lobe ich die neutrale und in hohem Maße sachliche Berichterstattung. Zum Glück kann ich fast alles verstehen, was in Schweizerdeutsch gesprochen wird. Alle übrigen meiner Angehörigen und Bekannten verstehen es nicht und sind ärgerlich darüber und schalten um oder ab. Schade! Wie Sie selbst sagen, begibt sich da der Schweizer, ohne es zu beabsichtigen, einer wichtigen Verständigungsmöglichkeit. Wäre es nicht schön, mit einem größeren und vielfältigeren Kulturraum austauschen zu können?"* Das Fernsehen ist vielleicht doch nicht gut beraten, wenn es den reichlichen Dialektgebrauch unter anderm damit rechtfertigt, es gelte, gegenüber der bundesdeutschen Konkurrenz zu bestehen. Mit etwas mehr Hochdeutsch dort, wo es hingehört, würde die Konkurrenzfähigkeit nur erhöht, weil die Sachlichkeit unserer Sendungen hoch eingeschätzt wird.

Das *„Wort zum Sonntag"*, findet ein Pfarrer aus dem Emmental, *„vor allem aber Predigten sollten nur in der Hochsprache vorgetragen werden. Sogar Gebete werden in den Dialekt übertragen (Im Name vom Vatter, vom Suhn und vom heilige Geischt)"*. Der geistliche Herr hat nicht nur deshalb recht, weil die religiöse Botschaft doch jedermann erreichen sollte, auch den Fremdsprachigen, sondern weil im religiösen Bereich seit je eine gehobene Sprache als allein dem Gegenstand angemessenes Ausdrucksmittel gegolten hat.

Als besonders bedenklich haben viele Verfasser von Briefen die Einstellung des Deutschschweizers zur Sprache unserer nördlichen Nachbarn empfunden. In einer Fernsehdiskussion hat eine Schweizer Schauspielerin, die ihren Beruf seit längerer Zeit in der Bundesrepublik ausübt, sich ganz ahnungslos selbst verraten, als sie bemerkte, sie habe zwei Jahre gebraucht, bis sie die Bundesdeutschen habe „akzeptieren" können. Diese Aussage der sympathischen jungen Dame ist gerügt worden. Ein bekannter Musiker, der keineswegs die Schauspielerin angreifen will, sondern den Deutschschweizer ganz allgemein im Visier hat, gibt den Kommentar, Fräulein X habe *„völlig arglos und unbewußt ein typisches Beispiel geboten für eine unserem ‚Sonderstatus Schweiz' entspringende arrogante Voreingenommenheit, der wir so oft und leicht verfallen ... So redet der Deutschschweizer, dem die Komplexe und Allergien den nördlichen Nachbarn gegenüber beinahe angeboren sind"*. Das klingt hart, erweist sich aber als berechtigt, wenn man von den Erfahrungen hört, welche Deutsche mit uns machen.

Ein Luxemburger, dessen Aussprache auf uns gleich wirkt wie diejenige von Bundesdeutschen, hat folgendes erlebt: *„Ich bin Luxemburger, nach Studien in Frankreich und Deutschland (Na-*

*tionalökonomie) in die Schweiz gekommen, wo ich in einem Großunternehmen in Zürich meine erste Stelle antrat. Sogleich begannen die Sprachprobleme. Des Dialekts nicht mächtig, konnte ich mich nur hochdeutsch ausdrücken und war darauf angewiesen, daß meine Gesprächspartner das gleiche taten, was selten bis nie geschah. Daraus entstanden erhebliche Probleme, und eine weitere Folge war, daß ich sofort als Deutscher abgestempelt wurde. Das irritierte mich wiederum, weil aus bekannten Gründen die Haltung der Luxemburger gegenüber den Deutschen immer noch reserviert ist. Es wurde generell von mir erwartet, daß ich mir den Dialekt möglichst schnell aneignete. Das gelang mir auch, ich hatte keine Verständigungsprobleme mehr, aber das Sprechen wollte mir nie gelingen, allein schon deshalb, weil ein Widerwille in mir vorhanden war und das akzentfreie Sprechen in meinen Augen für einen Ausländer schwierig, wenn nicht unmöglich ist. Daraus entstanden dann diese idiotischen Gespräche, wo einer hochdeutsch redet und der andere Dialekt. Ich habe es dennoch hie und da versucht, mit dem Ergebnis, daß ich wiederum automatisch als Ausländer abgestempelt wurde und meine Gesprächspartner ihrerseits schriftdeutsch zu sprechen begannen, um mir aus meiner ‚Verlegenheit' zu helfen. Fazit eines dreijährigen Aufenthalts in Zürich: der ständige Eindruck, aufgrund der Sprache diskriminiert gewesen zu sein. Ich habe daraus die Konsequenz gezogen und habe mich in Genf niedergelassen, wo es solche Probleme nicht gibt."* Der Briefschreiber stellt dann weiter fest, daß *„anscheinend ein nicht unerheblicher Teil der Deutschschweizer nicht schriftdeutsch sprechen kann"*.

Er kommt dann auf die Schulen Luxemburgs zu sprechen: *„Jedes Kind in Luxemburg wächst mit Dialekt auf. Das ändert sich in der Primarschule schnell, vom zweiten Schuljahr an kommt schon Französisch dazu, Deutsch sowieso. Am Ende der Primarschule sind bei jedem Schüler genügend Französisch- und Deutschkenntnisse vorhanden, so daß er später ohne Probleme eine einfache Unterhaltung führen kann. Meine Frage lautet ganz einfach: Warum ist das in der Schweiz nicht möglich, oder anders gefragt: Ist so etwas vielleicht gar nicht gewollt?"* Diese Frage sollte man all denen ins Buch schreiben, die rundweg behaupten, am Ende der Schulpflicht sei der Deutschschweizer nicht imstande, ein vernünftiges hochdeutsches Gespräch zu führen. Er könnte schon, wie Erfahrungen sogar mit Bergbauern in ihrem Umgang mit Fremden belegen; aber, bokkig und rechthaberisch, will er einfach nicht. *„Zum Schluß noch ein authentisches Zitat aus Genf: Von einem Suisse romand hörte ich folgendes: ‚On n'aime pas spécialement les Suisses alle-*

*mands ni les Allemands, mais pour traiter affaires on préfère encore les Allemands parce qu'au moins on comprend ce qu'ils disent'.*" (Wir mögen die Deutschschweizer und die Deutschen nicht besonders; aber um über Geschäfte zu sprechen, ziehen wir die Deutschen vor, weil wir wenigstens verstehen, was sie sagen.)

Gerade wegen ihrer ehrlichen Sachlichkeit ist die Kritik des Herrn aus Luxemburg hart und beschämend. Nichts anderes ergibt sich aus dem Brief einer aus Deutschland stammenden, bei uns verheirateten Mutter: „*Ich habe volles Verständnis für das ‚Sich-wohl-Fühlen' im Dialekt. Schmerzlich ist es nur immer, zu hören, zu fühlen,* wie *unbeliebt, ja gehaßt das Schriftdeutsche in der Deutschschweiz ist. Sowie man seinen Mund aufmacht, fühlt man bei vielen Angesprochenen das negative ‚Aha-Erlebnis': Schon wieder eine Deutsche! In der welschen Schweiz passiert mir das nie. Meinem Mann, einem Schweden, geht es da viel besser. An seinem skandinavischen Akzent merkt man gleich, daß er kein Deutscher ist. Da wirkt sein Deutsch eher charmant. Meine Kinder sprechen Dialekt und Hochsprache gleich gut. Ihre Schweizer Spielkameraden wechselten früher — wohl radio- und TV-geschult — mühelos vom Dialekt zum Schriftdeutschen. Unaufgefordert wohlgemerkt. Sie paßten sich dem an, was gerade gesprochen wurde. Sie waren von ihren Eltern noch nicht in diesem Sinne beeinflußt, daß das Schriftdeutsche eine kalte, harte und ungeliebte Sprache sei. Mit zunehmendem Alter änderte das sich dann.*" Kinder und Bergbauern machen also den erwachsenen Tieflandschweizern etwas vor!

Auf eigentliche Ablehnung, ja Feindseligkeit ist eine Briefschreiberin schließlich im Umgang mit Schulpersonen gestoßen: „*Einführungsabende von Schuldirektoren für Eltern und Kinder, Elternabende, alles ist im Dialekt. Vielleicht wird manchmal nach einer halben Stunde gefragt, ob man Dialekt verstehe. Wer wagt da schon, auf Hochdeutsch zu beharren? Am wenigsten unsere Gastarbeiter. Eine Lehrerin neulich, die wegen französisch sprechender Eltern doch hochdeutsch sprechen mußte, rollte verzweifelt mit den Augen. Nicht böse gemeint, sicher. Man kommt sich aber mit der Zeit etwas ‚sprachaussätzig' vor.*"

Toleranz scheint nicht die erste Tugend des Schweizers zu sein. Wir nehmen teil an dem weltweit zunehmenden Fremdenhaß. Begründung: eine andere Aussprache des Deutschen. Woher soll Friede in diese Welt kommen, wenn sich die Menschen wegen solcher unvermeidbarer Unterschiede nicht ausstehen können? Die Soziologen mögen herausfinden, was sie wollen: Toleranz und Wohlwollen sind immer noch die besten Grundlagen menschlichen Zusammenlebens. *Louis Wiesmann*